RÄUM ENDLICH DEIN ZIMMER AUF!

Von Playmobilburgen, Papierbergen und der Kunst, das Leben zu ordnen



Ein Essay aus dem Pfarrhaus Vals · Allerheiligen 2026

Joachim Cavicchini

Während ich diese Zeilen diktiere, gehe ich durch das Pfarrhaus und versuche, ein wenig Ordnung zu schaffen. Eigentlich eine gute Kombination: Während die Hände aufräumen, dürfen die Gedanken spazieren gehen. Allerdings besteht dabei die Gefahr, dass sich die Gedanken ebenso verzetteln wie die Zettel auf meinem Schreibtisch.

Da liegt zum Beispiel ein Zettel von gestern: «Weltspartag in Weltinvestmenttag umbenennen». Eine Idee, die ich irgendwo aufgeschnappt habe, ich glaube es war bei dem ARD. Oder müsste der Allgemeine Rundfunk Deutschlands vielleicht besser als die ARD bezeichnet werden? Ich war noch nie gut in Deutsch.

Daraus ist inzwischen ein Aufsatz geworden, sogar ein veröffentlichter. Ich darf den Zettel also zusammenknüllen. Ein bisschen verschwenderisch ist das schon. Aber welch befreiendes Gefühl: Ein Gedanke hat seinen Platz gefunden, eine Aufgabe wurde erledigt, ein Stück Papier darf dafür genüsslich zusammengeknüllt und in den Papierkorb geschossen werden. Inzwischen treffe ich meistens, manchmal braucht es einen zweiten oder dritten Versuch.

Ob Niklas Luhmann das ebenso gemacht hätte? Der grosse Soziologe hinterliess rund 90’000 Zettel, sorgsam miteinander verknüpft. Sein Zettelkasten wird heute wissenschaftlich erschlossen; auch nach seinem Tod wurden Manuskripte aus seinem Nachlass veröffentlicht. Meine Notiz zum Weltspartag dürfte für die Nachwelt weniger unentbehrlich sein. Immerhin: Sie hat ihren Zweck erfüllt.

Daneben liegt Post von der Caritas: eine Einladung zu einem Forum über Integration, Armut, Arbeit und Teilhabe. Wichtige Themen! Gerade in Vals erlebe ich, wie unterschiedlich die Herkunft der Menschen sein kann, etwa bei einer Taufe mit Eltern aus verschiedenen Ländern. Welche Sprache verbindet uns? Da vermisse ich gelegentlich das Latein als gemeinsame Sprache der Weltkirche. Freilich muss ich gestehen,

dass mein grosses Latinum, in einem Jahr unter Zeitdruck erworben, mich noch lange nicht zu einem gewandten lateinischen Redner macht.

In meinen Unterlagen liegt ein Zeugnis, auf dem «Grosses Latinum» steht. Das belegt eine bestandene Prüfung, aber nicht unbedingt mein heutiges Können. Ein hübscher Hinweis darauf, dass wir im Leben nicht bloss Zeugnisse und Titel sammeln sollten, sondern Fähigkeiten pflegen müssen.

Dafür habe ich inzwischen andere Dinge gelernt. Hoffentlich.

Beim Caritasbrief frage ich mich auch, wie wir Hilfe so organisieren, dass der Mensch im Mittelpunkt bleibt. Es ist gut, dass Menschen sich beruflich für andere einsetzen. Gerade deshalb müssen sich Hilfswerke, das Gesundheitswesen und nicht zuletzt die Kirche immer wieder fragen: Dienen unsere Einrichtungen noch ihrem ursprünglichen Auftrag? Oder sind wir so sehr mit dem Erhalt unserer Strukturen beschäftigt, dass wir Gott und die Menschen aus dem Blick verlieren und sozusagen für unseren Lebensunterhalt Menschen brauchen, die krank sind, die ihre Heimat verlassen müssen? Das ist kein Verdacht gegen einzelne Mitarbeiter, sondern eine Frage, die auch ich mir als Pfarrer stellen muss.

Und nun zurück zu meinem Papierstapel.

Das Papier gehört ins Altpapier. Nur habe ich die Sammlung am Dienstag verpasst. Ich bin als guter Schwabe und Schweizer durchaus imstande, Zeitungen ordentlich zu bündeln. Bloss frage ich mich, ob ich das wirklich muss, wenn der Container unmittelbar vor dem Pfarrhaus steht. Könnte ich meine Blätter nicht einfach unten hineinlegen? Natürlich nur so, dass der Wind sie nicht durch das Dorf trägt.

Dann meldet sich der Philosoph in mir. Sinngemäss erinnert mich Kant daran, nur so zu handeln, dass ich wollen könnte, alle anderen täten es

ebenso. Wenn nun jeder sein Papier lose hineinschüttet? Eine grosse Frage, ausgerechnet angesichts eines kleinen Papierstapels.

Früher sammelten wir als Jugendliche selber Altpapier. Damit finanzierten wir unter anderem unsere Disko, Zelte, Kocher und Spiele für die gemeinsame Freizeit. Ich kenne also die Kunst des Stapelns. Aber macht mich diese Erfahrung schon zum berechtigten Ausnahmefall?

Und wenn ich das Papier nun bis April aufbewahre? Dann wartet ein stattlicher Berg auf mich, und ich darf fünf- oder sechsmal hintereinander die Schnur festziehen. Aus einer kleinen, angenehmen Alltagsarbeit wird ein Grossprojekt. Vielleicht ist regelmässiges Aufräumen und Papier bündeln doch die vernünftigere Lösung.

Vielleicht frage ich aber dennoch einfach nach, ob das Bündeln auch dann vorgeschrieben ist, wenn ich morgens, noch bevor die Schule zu sammeln angefangen hat, mein Altpapier lose aus der Kist in den Container schicke. Auch das wäre eine wichtige Form von Ordnung: erst verstehen, dann entscheiden und ändern.

Am Dienstag war ich nach einem Familientreffen spät heimgekommen. Der Container für das Altpapier war noch nicht abgeholt. Nachts noch den schweren Containerdeckel auf dem Dorfplatz öffnen und mein Altpapier noch dazu tun? Was würden die Nachbarn denken, wenn der Pfarrer zu ungewohnter Stunde, nachts im Dunkeln mit Altpapier auftaucht? Wahrscheinlich gar nichts. Trotzdem traute ich mich nicht. Vielleicht aus Rücksicht, vielleicht aus Feigheit, vielleicht auch aus der wenig heldenhaften Sorge, dass mir beim Öffnen der ganze Inhalt des Containers entgegenkommt.

Während ich so zwischen Papierkorb und Altpapierstapel stehe und überlege, wo ich mein Altpapier bis April nun überall stapeln kann, fällt

mir ein Satz ein, den ich als Kind oft gehört habe: «Räum endlich dein Zimmer auf!»

Ein Zimmer für mich

Eine meiner ersten Aufgaben bestand darin, mein Zimmer in Ordnung zu halten. Dass ich überhaupt ein eigenes Zimmer bekam, war ein Privileg. Zunächst teilte ich eines mit meinem Bruder. Irgendwann erkannten meine Eltern, dass wir beide auch einen Raum brauchten, in den wir uns zurückziehen konnten. Kurzerhand wurde einfache eine Wand in das Zimmer eingezogen: Aus eins mach zwei.

Heute erscheint vielen Menschen ein Kinderzimmer fast selbstverständlich. Doch für viele Menschen, über lange Zeiten und an vielen Orten, war und ist ein eigener Raum keineswegs selbstverständlich. Ein Zimmer ist ja mehr als ein Platz für Bett, Schrank und Spielsachen. Hinter einer geschlossenen Tür darf ich einfach einmal sein. Niemand schaut zu, niemand verlangt eine Antwort. Ich muss nichts darstellen und keine Rolle spielen.

Einmal las ich auf einer Reise nach Indien von Untersuchungen über das Aufwachsen in grossen und kleinen Familien. An die Ergebnisse erinnere ich mich leider nicht mehr. Das ist bei mir manchmal so: Die spannende Frage bleibt, die Studie verschwindet irgendwo im inneren Altpapier. Jedenfalls wäre es voreilig, aus der Grösse eines Kinderzimmers und der Frage mit wie vielen Menschen ich das Zusammenleben lerne, auf die Grösse des Herzens zu schliessen. Rückzug und Gemeinschaft müssen wir beides lernen.

Ein wenig davon entdecke ich heute in der Klosterzelle wieder: einen Ort der Stille, der Sammlung, des Gebets. Für mich gehört dazu die Erfahrung, mit meinem Atem und mit Gott allein sein zu dürfen. Einen

solchen geschützten, stressfreien Raum wünsche ich jedem Menschen, auch wenn er nicht notwendig aus vier eigenen Wänden bestehen muss.

Auch in den Bergen, am Meer oder auch in der schönen Therme können wir gottseidank noch immer solche Orte finden, an denen wir bei uns selbst und bei Gott sein können, wenn wir die Nähe suchen und nicht falschen Götzen hinterherjagen.

In meinem Kinderzimmer allerdings herrschte mit schöner Regelmässigkeit ein heilloses Durcheinander. Warum eigentlich? Vermutlich, weil dort ständig neue Welten entstanden.

Als Kind begeisterten mich auch die grossen Zukunftserzählungen. Besonders Captain Jean-Luc Picard, verkörpert von Patrick Stewart in «Star Trek», stand für mich für Mut, Selbstbeherrschung und die Hoffnung, dass technische Möglichkeiten mit menschlicher Reife wachsen könnten. In dieser Welt stellte sich die Frage, was einen Menschen eigentlich ausmacht: seine Herkunft, sein Körper, seine Gene – oder sein Gewissen und sein Handeln? Selbst unter hochprofessionellen Bedingungen blieb Raum für Freundschaft, Musik, Kunst und gelegentlich ein gutes Glas Wein. Und die Klingonen erinnerten daran, dass auch eine hochentwickelte Zivilisation ihre leidenschaftlichen, manchmal ziemlich ungebärdigen Seiten hat. Eine schöne Zukunft entsteht eben nicht allein durch bessere Maschinen. Seine Rolle als Picard wird mir jedenfalls in Erinnerung bleiben. Seine Darstellung verbindet für mich Science-Fiction mit der grossen englischen Theatertradition, nicht zuletzt mit Shakespeare.

Die Welt passte in eine Playmobilkiste

Zum Glück konnte ich solche Fragen als Kind auch im Kleinen durchspielen. Geschichten wie Star Wars und Star Trek waren das eine. Daneben gab es Lego und Playmobil, Flugzeuge, Helikopter, Ärzte, Cowboys, Indianer und ein Westernfort, mit denen meine eigene Welt

und Zukunfsvorstellungen entstand. Vor jedem Flug musste ich entscheiden, welches Männchen Pilot sein durfte. Dann wurde Abschied genommen, erst danach hob die Maschine ab. Als bei einem Absturz einmal der Propeller abbrach, war ich nicht allzu traurig: Nun hatte ich eben einen viel schnelleren Düsenjäger! Ich probierte Berufe und Lebensformen aus, lange bevor ich wusste, wohin mein eigener Weg führen würde.



Das Entscheidende am Flugzeug war nicht sein Besitz. Es war die Möglichkeit, mit ihm zu träumen, mit ihm zu fliegen. Der Pilot interessierte mich mehr als das Plastik, aus dem sein Flugzeug bestand. Mehr als die Marke, die um meine Aufmerksamkeit buhlte. Vielleicht liegt hier ein Unterschied, den wir heute wieder neu lernen müssen: zwischen der Freude an den Dingen und ihrer Vergötzung. Ein Spielzeug ist wertvoll, wenn es unsere Fantasie weckt, unsere Fähigkeiten herausfordert und uns eine Welt öffnet. Es wird ärmer, wenn sein einziger Zweck darin besteht, dass wir möglichst viel davon besitzen und uns damit in der Schule als die Cooleren inszenieren.

Das haben wir früher schon auch gemacht. Doch manchmal gab es bei uns doch auch die Frage, welcher Papa den cooleren Beruf hat und letztendlich haben wir dann alle einmal im Leben gemerkt, dass es nicht darauf ankommt mit der Klappe gross zu sein, sondern darauf, was wir wirklich sind und können.

Besonders gern spielte ich mit meinem Bruder und meiner Cousine in und um die Burg. Natürlich gab es Zinnen, Waffen und gelegentlich einen Angriff. Schliesslich musste die Burg verteidigt werden! Aber irgendwann wurde mir klar: Das Eigentliche geschah hinter den Mauern. Dort wurde gewohnt, gekocht, miteinander gesprochen, gelacht und gelebt. Auf den Zinnen stand man, wenn Gefahr drohte. Glücklich wurde man hoffentlich im Inneren.

Was für ein Bild für unsere Gesellschaft! Wir brauchen Schutz vor Gewalt, Übergriffen, Missbrauch, Raub und Ausbeutung. Aber wir brauchen diesen Schutz nicht, um ständig in Kampfbereitschaft zu bleiben, sondern damit etwas viel Schöneres möglich wird: ein friedliches Leben miteinander.

Heute habe ich manchmal den Eindruck, dass die Kämpfe unserer Zeit bis in diese geschützten Räume hineinreichen. Wo jedes unbedachte Wort, jede Schwäche, die ich einem Mitmenschen gegenüber offenbare, zur Munition werden kann, schwindet die Freiheit, einfach Mensch zu sein.

Schon wenige Streithähne können eine Gemeinschaft vergiften, wenn sie Verbündete suchen, Fronten bilden und jeden Fehler des anderen zum Anlass für den nächsten Angriff machen.

Was hinter der Zimmertür zählt

Eine Familie, eine Freundschaft, eine Ehe, eine Pfarrei: Sie alle sollten Räume sein, in denen Menschen sich nicht dauernd rechtfertigen müssen. Räume, in denen man auch einmal einen ungeschickten Witz

oder einen Fehler machen darf, ohne befürchten zu müssen, er werde Jahre später gegen einen verwendet. Räume, in denen wir einander nicht zuerst als Vertreter einer Gruppe betrachten, sondern als unverwechselbare Menschen, als Ebenbilder Gottes.

Das ist keine Einladung, Unrecht hinter verschlossenen Türen zu verstecken. Gerade dort, wo Vertrauen missbraucht wird, brauchen verletzte Menschen Schutz, Hilfe und die Freiheit, sich aus einer zerstörerischen Beziehung zu lösen. Eine Burg, die ihre Bewohner gefangen hält, hat ihren Sinn verfehlt. Und doch bleibt es ein Schmerz, wenn eine Beziehung zerbricht, wenn Vertrauen verloren geht und besonders Kinder zwischen die Fronten geraten.

Wie lernen wir, miteinander so umzugehen, dass ein geschützter Raum entstehen kann? Nicht allein durch Gesetze und schon gar nicht durch gegenseitige Kontrolle. Liebe lässt sich nicht befehlen. Vertrauen muss wachsen. Dazu gehört auch, dass wir einander gelegentlich auf Fehler hinweisen dürfen. Die christliche Tradition spricht von der correctio fraterna, der geschwisterlichen Zurechtweisung. Sie soll gerade nicht bedeuten: Ich bin besser und weiss, wie du zu leben hast. Sie heisst: Du bist mir nicht gleichgültig; ich möchte, dass wir beide wachsen können.

Ich muss mir dabei selbst an die Nase fassen. In letzter Zeit habe ich erlebt, wie Menschen in meiner Gegenwart sehr emotional wurden. Manchmal steckt dahinter vielleicht auch meine eigene Art, Sorge auszudrücken: Was ich gut meine, kann beim anderen als vorschnelles Urteil ankommen. Manchmal kommt gerade dadurch ein ehrliches Gespräch in Gang. Das macht aber eine Verletzung nicht automatisch gut. Umso mehr möchte ich lernen, genauer zuzuhören, sachlicher zu sprechen und Kritik nicht zur Waffe werden zu lassen.

Ein solcher Umgang erfordert Selbstbeherrschung und Mut. Genau diese beiden Fähigkeiten lernt man nicht, indem man nur über sie redet.

Man muss sie üben, in der Familie, in der Schule, am Arbeitsplatz und in der Pfarrei.

Ein gutes Wort für die Valser Jugend

Wenn ich von fehlender Orientierung und von Jugendlichen spreche, die ihre Energie in Zerstörung und Randale entladen, möchte ich ausdrücklich nicht unsere Valser Jugend an den Pranger stellen. Nach meinem Aufsatz «Der Pfarrer im Bockshorn» sind die Gemüter hier und da ohnehin schon ein wenig in Bewegung geraten. Deshalb sage ich gerne ebenso deutlich: Was ich bei unseren jungen Menschen hier im Dorf erlebe, stimmt mich überwiegend zuversichtlich.

Auch in Vals ist nicht alles eine heile Welt. Junge Menschen probieren aus, überschreiten Grenzen und machen Fehler. Wir Erwachsenen haben das früher nicht anders getan. Entscheidend scheint mir, dass Jugendliche hier Menschen finden können, die sie kennen, ihnen etwas zutrauen und ihnen Aufgaben geben. Ihre Energie ist nichts Schlechtes, das man vorsorglich unterdrücken müsste. Sie ist eine Kraft, aus der etwas Gutes werden kann: Verantwortung, Handwerk, Sport, Musik, Freundschaft, Unternehmungsgeist oder Dienst am Nächsten.

Wenn ich der Valser Jugend deshalb einen Wunsch mitgeben dürfte, dann diesen: Fragt euch, worauf es im Leben wirklich ankommt. Nicht darauf, euch einmal möglichst viele Spielsachen für Erwachsene leisten zu können. Nicht darauf, möglichst viel Geld anzuhäufen oder andere mit eurem Besitz und euren vielen Reisen zu beeindrucken. Viel schöner ist es, etwas zu können, etwas zu schaffen und damit auch für andere wertvoll zu sein.

Und sich seiner Verantwortung immer auch für das grosse Ganze, für die Natur, die Schöpfung und den Menschen, die nach uns leben bewusst zu sein.

Menschen können viel Verdrängen, könne sich in ihren Burgen und Schlössern, ihren Ideologien und Wirklichkeitsvorstellungen eingraben, bis in den Tod. Doch wer das Leben in Fülle haben will, der muss bereit sein, die Augen für Gott und die Mitmenschen zu öffnen und seine Schuld und sein Versagen anzuerkennen und bereit dazu sein, sich zu bessern, sich zur Vollendung führen zu lassen.

Besonders freuen würde es mich, wenn wir solche Fähigkeiten auch bei den Ministranten einüben: einen einfachen, kostbaren Dienst für Gott und die Menschen, ohne dass man dafür eine Gegenleistung erwartet. Am selben Altar stehen unterschiedliche Charaktere nebeneinander. Wir lernen, zuverlässig zu sein, aufeinander Rücksicht zu nehmen und Menschen in Freude und Leid zu begleiten. Dort feiern wir die Eucharistie, empfangen Versöhnung und Frieden und entdecken, dass Gemeinschaft mehr ist als die Summe einzelner Interessen.

Auch die Eltern möchte ich ermutigen, ihren Kindern solche Erfahrungen zu eröffnen. Eltern setzen beim Umgang mit Süssigkeiten, Bildschirmen und Schlafenszeiten ja ebenfalls nicht einfach auf grenzenlose Wahlfreiheit. Warum sollten sie ausgerechnet beim Glauben jede Orientierung scheuen? Nach schweizerischem Recht entscheiden Kinder ab dem vollendeten 16. Altersjahr selbständig über ihr religiöses Bekenntnis. Bis dahin gehört die religiöse Erziehung zur Verantwortung der Eltern. Das ist kein Freipass für Zwang, sondern eine Einladung, den Glauben vorzuleben, gemeinsam zu fragen und Kindern eine Heimat zu zeigen, die sie später selbständig bejahen oder auch hinterfragen können.

Unsere Gemeinschaft lebt von einem guten Verhältnis zwischen Geben und Nehmen. Wir sollten einander auf Augenhöhe begegnen, ehrlich miteinander handeln und weder Menschen noch wirtschaftliche Abhängigkeiten ausnutzen. Das gilt übrigens mindestens so sehr für uns Erwachsene. Was nützt das prächtigste Flugzeug oder Raumschiff,

wenn wir darüber vergessen, wohin wir eigentlich fliegen wollten – und wer mit uns an Bord sitzt?

Takt, Taktgefühl und Taktung

Vielleicht haben manche heute nicht nur zu viele Spielsachen, sondern auch zu viele Möglichkeiten, Termine, Nachrichten und Erwartungen. Das Kinderzimmer unserer Gegenwart reicht bis in die Hosentasche. Im Smartphone liegt eine Welt, die niemals aufgeräumt ist und in der ständig etwas Neues nach Aufmerksamkeit ruft.

Auch unser analoges Leben wird dichter getaktet. Ich denke an die Fahrpläne des Postautos. Ein dichterer Takt kann praktisch sein. Aber das Leben braucht auch Taktgefühl.

Toni, der Wirt von Zervreila, hat mich mit seinen Beobachtungen daran erinnert. Wenn zwischen zwei Verbindungen genügend Zeit bleibt, gehört ein gemütlicher Kaffee beim Wirt zum Ausflug. Man plant die Wanderung grosszügig und sitzt dann je nach dem eben eine halbe Stunde oder auch eine Dreiviertelstunde, plaudert, hört zu und erfährt, was im Dorf, auf den Alpen, beim Kraftwerk und in den Bergen gerade los ist. Das Warten ist dann kein Fehler in der Freizeitoptimierung, sondern Teil des Lebens.

Takt, Taktgefühl und Taktung: drei Wörter, über die sich ein eigener Aufsatz schreiben liesse. Beim Singen und Musizieren wissen wir, wie schön es ist, einen gemeinsamen Takt zu finden. Im Zusammenleben ist das nicht anders. Wer nur beschleunigt, verliert womöglich das Gespür für den Menschen neben sich.

Ein Gespräch braucht Zeit. Das Vertrauen zwischen zwei Menschen braucht Zeit. Und auch das Aufräumen braucht Zeit – besonders dann, wenn nicht das Zimmer, sondern das Leben durcheinandergeraten ist.

Wohin mit all den Dingen?

Als Kind musste ich entscheiden: Lego in diese Kiste, Playmobil in jene. Was möchte ich behalten? Womit möchte ich morgen weiterspielen? Was ist kaputt, was gehört zusammen, was liegt nur im Weg? Eine lästige Pflicht, gewiss. Aber ganz nebenbei lernte ich unterscheiden.

Vielleicht ist das eine der wichtigsten Fähigkeiten des Erwachsenwerdens. Wir können nicht alles gleichzeitig tun, nicht jede Möglichkeit verfolgen, nicht in jeder Rolle leben. Wir müssen auswählen, Schwerpunkte setzen, Fähigkeiten erlernen und einen Beruf, eine Aufgabe, eine Lebensform finden, in der wir uns und anderen gerecht werden können.

Und manchmal müssen wir auch unsere Beziehungen und unser Gewissen aufräumen. Warum hat mich ein Satz so getroffen? Weshalb bin ich laut geworden? Wo habe ich einen Menschen vorschnell beurteilt? Wo hat jemand unter meinem Verhalten gelitten? Und wo habe ich mich selbst verletzt, weil ich aus Angst geschwiegen oder mich zu sehr angepasst habe?

Solche Fragen sind unbequem. Es wäre leichter, überall eine gute Entschuldigung zu finden. Wir Menschen sind darin erstaunlich erfinderisch. Aber vielleicht sollten wir uns weniger damit beschäftigen, uns zu rechtfertigen, andere zu verurteilen und mehr damit, die Dinge einmal ruhig anzuschauen – auch aus der Perspektive des anderen.

Christlich gesprochen heisst das Gewissenserforschung und Umkehr. Sünde ist nicht bloss ein hässliches Wort für einen Regelverstoss. Sie beschreibt, dass etwas in meinem Verhältnis zu Gott, zu anderen oder zu mir selbst aus der Ordnung geraten ist. Und Umkehr bedeutet nicht, den eigenen Lebenslauf nachträglich makellos erscheinen zu lassen. Sie bedeutet, ehrlich hinzuschauen, um Vergebung zu bitten, nach Möglichkeit wiedergutzumachen und neu anzufangen.

Jeder Missbrauch und jeder Vertrauensbruch verletzt nicht nur unmittelbar Betroffene. Er beschädigt auch das Vertrauen, auf das andere Beziehungen und Gemeinschaften angewiesen sind. Gerade deshalb dürfen wir das Böse nicht kleinreden und müssen zugleich Wege zur Versöhnung offenhalten.

Allerheiligen: Platz für Gott

Am Allerheiligentag denken wir an Menschen, deren Leben auf Gott hin durchsichtig geworden ist. Ich bezweifle, dass alle Heiligen besonders aufgeräumte Zimmer hatten. Bruder Klaus vielleicht. Franziskus wohl ebenfalls – wer wenig besitzt, muss schliesslich auch weniger verstauen. Aber selbst Heilige kannten Konflikte, Umwege und innere Unordnung. Heiligkeit ist kein makelloser Haushalt und kein Lebenslauf ohne Flecken.

Im Evangelium der Seligpreisungen preist Jesus nicht die Erfolgreichsten, Reichsten oder Durchorganisiertesten selig. Er spricht von den Armen vor Gott, den Barmherzigen, den Friedensstiftern, den Menschen mit einem reinen Herzen. Da zählt nicht, was einer alles angehäuft hat, sondern wie offen sein Herz für Gott und seine Mitmenschen geworden ist.

Das ist eine tröstliche Aussicht. Denn wenn ich mein Leben aufräume, werde ich womöglich Dinge entdecken, die ich lieber hinter einer verschlossenen Tür verstecken würde. Aber Gott kennt mich längst. Er sieht nicht nur meine Taten, sondern auch meine Beweggründe, meine Sehnsucht, meine Angst und meine Möglichkeiten. Ich darf hoffen, dass sein Blick weiter reicht als mein eigener und dass sein Erbarmen grösser ist als meine Ausreden.

Als Kind hätte ich nach dem Aufräumen am liebsten sofort wieder die Playmobilkiste geöffnet. Eigentlich war das ja auch der Sinn der Sache:

Es sollte wieder Platz geben zum Spielen, Entdecken und Leben. Platz für eine neue Welt. Ebenso wenig räumen wir unser Leben auf, um anschliessend ängstlich jede Bewegung zu vermeiden. Wir schaffen Platz, damit Neues wachsen kann: ein versöhntes Gespräch, eine mutige Entscheidung, ein Dienst am Nächsten, ein Moment der Stille. Und schliesslich Platz für Gott.

Mein Weltspartagszettel liegt inzwischen im Papierkorb. Das Altpapier muss allerdings noch warten, womöglich bis April. Das nenne ich Taktung! Beim nächsten Mal wage ich mich vielleicht sogar abends an den Container, ohne Angst vor den Nachbarn und mit dem Selbstvertrauen, einen schweren Deckel öffnen zu können.

Und wenn ich morgen wieder irgendwo im Pfarrhaus einen Stapel entdecke, der dringend sortiert werden müsste, werde ich mir vielleicht den Satz meiner Eltern in Erinnerung rufen. Diesmal klingt er allerdings weniger wie eine Mahnung als wie eine Einladung: Vielleicht sogar einen Stapel, den mir einer meiner lieben Vorgänger hinterlassen hat. Auch solche Hinterlassenschaften gehören zum Leben im Pfarrhaus.

«Räum endlich dein Zimmer auf!»